

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 43 (1967-1968)
Heft: 2

Artikel: Fixe Kosten und fixe Ideen
Autor: Steiger, Martin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079746>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Fixe Kosten und fixe Ideen

Von Martin Steiger



Illustration Balz Baechli

Der Planer Martin Steiger hat vor einigen Monaten im Schweizer Spiegel den Gründen des modernen Nomadentums nachgespürt, soweit sie mit der Planung und der Gestaltung von Quartieren und Bauten grundsätzlich zu tun haben. Hier nun geht er näher auf die Wohnfragen ein, beleuchtet das Zuhause sein vom Standpunkt des Mieters und des Architekten aus – und stellt beiden Seiten seine Fragen. – Aber er bleibt nicht beim Fragen, er zeigt Wege für heute und für die Zukunft, die man wirklich gehen könnte. B. H.

Es gibt vom Schicksal bedrohte Leute: Die Wohnungssuchenden, und es gibt hart getroffene: die Neuwohnungsmieter. Die letzteren zahlen hohe Mieten, aber beim Errechnen der statistischen Durchschnittsausgaben fallen sie kaum ins Gewicht – es sind wenige, und deshalb beschäftigt sich kaum jemand mit ihnen.

Ein Freund von mir wohnt in einem neuen Quartier am Stadtrand. Er beanstandet, daß die Wohnung, die er hat mieten müssen, klein und enorm teuer sei: «Weißt du, ich gebe für meine 3½-Zimmerwohnung 550 Franken im Monat aus, und für die Garage, die ich mieten muß, auch noch 70 Franken. Unser Nachbar wurde sogar gezwungen, zu seiner Wohnung einen Parkplatz zu mieten, obschon er gar kein Auto besitzt; er stellt deshalb ostentativ den Kinderwagen auf seinen Parkplatz. Ferner ist zu rechnen die Treppenhausreinigung, die Heizung, das Warmwasser, mit nochmals 50 Franken. Der Spaß kostet mich 670 Franken im Monat. Das ist weit mehr als ein Drittel meines Einkommens. Dabei habe ich letztthin gelesen, daß der Mietzins in ‚gesunden‘ Verhältnissen ein Fünftel des Einkommens nicht übersteigen sollte – aber das ist natürlich Theorie.

Man würde ja gerne einen rechten Preis bezahlen, wenn das Zeug wenigstens etwas wert wäre! Aber da habe ich jeden Abend den ‚Genuß‘, drei verschiedene Radioprogramme mithören zu dürfen – es sind nur deshalb nicht vier, weil meistens der Nachbar oben und der rechts das gleiche Programm hören. Oft gehe ich auch die Türe öffnen, weil es geläutet hat – und merke erst nachher, daß das die Glocke von nebenan war!»

Ich bemühe mich, meinen Freund zu verstehen, gewissermaßen auch von berufs wegen, weil ich Architekt und Ortsplaner bin. «Warum verhilft Ihr Architekten dem heutigen Menschen nicht zu Besserem? Warum darf ich keinen Hund halten, warum darf ich an der Wohnung nichts ändern, warum muß ich die Kinder so erziehen, als sei ein Porzellanladen ihre natürliche Umgebung? Ist es denn nicht möglich, daß Ihr Häuser baut, in denen eine Familie wirklich leben kann? In denen man sogar einmal einen rechten Streit von Stapel lassen kann, ohne daß Frau Huber und Frau Gugolz nachher meine Frau fragen: ‚Wie geht es denn heute? Haben Sie sich wieder erholt?‘»

Zum Beispiel das Auto

Als Gemeindeberater sitze ich aber auch mit der anderen Seite, den Vermietern und den Bauherren zusammen, und diese erzählen dann etwa vom Chaos in Waschküchen und dem zerstörerischen Treiben gewisser Mieter – weshalb man unter Wohnungsinteressenten eben sehr streng auswählen müsse.

Es gibt Baugenossenschaften, die das Halten von Haustieren verbieten; bei Zuwiderhandlung folgt Kündigung. Die Fenster dürfen bei Kälte laut Hausordnung nur während 10 Minuten im Tag geöffnet werden,

Eine Besinnung über Wohnung, Mieter und Vermieter –
vom Architekten aus gesehen

weil sonst Mehrkosten für Heizung entstehen. Und die Wohnung soll bei Wegzug so hinterlassen werden, als wenn sie überhaupt nicht bewohnt worden wäre.

So steht man als Architekt wirklich zwischen Hammer und Amboß. Des einen Freud ist des andern Leid. Wie ließe sich das ändern?

Nun, der Wohnungsmarkt unterliegt den gleichen Grundsätzen wie die gesamte Marktwirtschaft. Bei den meisten Gütern, die industriell hergestellt werden, ist es ziemlich klar, wer die Qualität und die Art des Produktes bestimmt: In der Automobilindustrie zum Beispiel wird genau erwogen, für welche Leistung der potentielle Kunde welchen Preis zu zahlen bereit ist – und deshalb steht dem Autokäufer ein vielfältiges Angebot sich konkurrenzierender Firmen zur Verfügung. Die Autovertretung trifft nicht die Wahl, wem sie ein Auto verkaufen will und wem nicht; das Angebot ist groß, und der Käufer kann sich ohne weiteres für einen anderen, gleich teuren Wagen mit annähernd gleicher Qualität entscheiden. Die Produktion wird vom Kunden bestimmt. Das Preiswerte oder Ansprechende findet Absatz.

Und wie steht es bei der Wohnung? Ist sie etwa preiswert und ansprechend zugleich? Werden Wohnungen infolge gesunder Konkurrenz unter den Wohnungsproduzenten ebenfalls ständig verbessert? Kann ein möglicher Mieter jene Wohnung nehmen, die in Preis und Wohnwert seinen Bedürfnissen angepaßt ist und jener Immobilienverwaltung den Vorzug geben, die mit ersichtlichen Leistungen aufwartet – etwa so wie die Servicestation dem Automobilisten?

Nein. Das Angebot ist sehr mangelhaft. Den Ausschlag gibt meist nur der Preis und nicht die Qualität. Für den Preis besteht eine obere Grenze, die sich aus dem Einkommen ergibt; die Qualität spielt bei der Wahl selten eine Rolle, sie ist recht zufällig. Der Mieter hat Glück oder nicht.

Der Gedanke, daß man unter Wohnungen auswählen könnte, ist uns fremd geworden. Seiner Wünsche und Bedürfnisse wird man sich schon gar nicht bewußt. – Man nimmt das Wohnungswesen hin wie die Kälte im Winter.

Aussicht auf Besserung

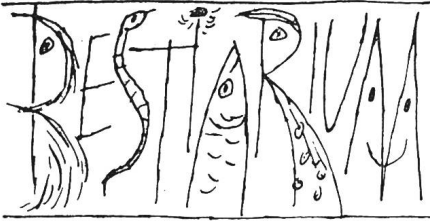
Nun zeichnet sich aber seit einigen Monaten in unseren Tageszeitungen eine deutliche Zunahme der Wohnungsangebote ab. Auch ein Bekannter von mir zum Beispiel, der endlich mit Beziehungen eine billige Altwohnung gefunden hat, muß einen Mieter für seine bisherige Neuwohnung finden, damit er nicht bis zum Umzugstermin die Miete zahlen muß. Er inseriert seit Wochen: «4Zi-Wohnung Zollikerberg, günstiger Steuerfuß, 3 Minuten vom Tram, Fr. 650.—.» Noch vor zwei Jahren war es ein Glücksfall gewesen, daß er von der betreffenden Immobilienverwaltung für genügend vertrauenswürdig befunden wurde und die Wohnung mieten durfte!

Vor allem für die oberen Preisklassen scheint in letzter Zeit eine gewisse Konkurrenz eingetreten zu sein: Lärmige Wohnungen bleiben leer, und eine mieterfeindliche Verwaltungspraxis beginnt sich zu rächen.

Nirgends so
wie im lauten Getriebe der Stadt
bin ich fremd,
allein.

Vertraut nur
bleibt mir
der Spatzen
fröhlich Geschilpe im Staub;
das Kind
mit der hölzernen Puppe im Arm,
eines Italieners
trauriges Lied
und über Giebeln
und Brückenbogen
Härte und Helle
der Gipfel im Schnee.

Clarita Schmid



Von Hans Jörg Wüger

Das hohe Tier

Das hohe Tier ist nicht, wie das Hohelied das Lied der Lieder, das Tier der Tiere. Es ist gar kein richtiges Tier, sondern nur ein Gesellschaftstier, oder bloß eine Redensart.

Wenn sich ein hohes Tier noch nicht hoch genug dünkt, setzt es sich auf das hohe Roß. Das ist auch kein richtiges Tier, sondern so eines wie das hohe Tier. Und das hohe Roß hat auch eine Höhe, die keine eigentliche Höhe ist. In dieser Höhe bleibt das hohe Tier, bis es wieder herunterfällt. Wie die berittenen Feldherrn auf hohen Sockeln in den Stadtmitten muß es sich gefallen lassen, daß die Vögel ihm ihr Letztes auf die Haare oder ins Gesicht fallen lassen. Das kommt eben in dieser Höhe vor.

Ein hohes Tier kann sich leicht im Weg stehen, oder den Kopf anschlagen. In dieser Höhe hält es schwer, sich bei Ein- und Ausgängen den Kopf nicht anzuschlagen. Noch schwerer ist es in dieser Höhe, über sich zu stehen. Das ist so schwer, daß die meisten sich im Weg stehen, statt über sich. Auch die, die gar nicht so hoch hinauswollten, denen man diese Höhe einfach unterstellt hat. Aber das sind oft die besten der hohen Tiere; die unfreiwilligen hohen Tiere. Es gibt viel Hohes. So viel, daß es schwierig ist, Ordnung in die höheren Schichten zu bringen. Man spricht kaum vom höchsten Tier.

Das hohe Tier kommt meist nur von einem gewissen Alter an vor. Oft erst

Fixe Kosten und fixe Ideen

Aber nicht nur bei den teuren Wohnungen, auch bei den preiswerten ist gelegentlich eine Zunahme des Angebotes zu erwarten. Die Prognose der Planer lautet dahin, daß zum Beispiel der Kanton Zürich ungefähr im Jahre 2030 eine Einwohnerzahl von 2,1 Millionen aufweisen werde. Heute leben hier ungefähr 1,1 Millionen Menschen. In den nächsten 60 Jahren müssen demnach für die zusätzliche Million Einwohner ungefähr 300 000 Wohnungen oder pro Jahr ungefähr 5000 Wohnungen erstellt werden. Dazu zu rechnen sind alte Wohnungen, die ersetzt werden, und der mit wachsendem Volkseinkommen steigende Wohnbedarf.

Die Planer erwarten also langfristig eine Produktion von gegen 7000 Wohnungen im Jahr. Heute aber werden im Kanton Zürich ungefähr 10 000 Wohnungen jährlich gebaut! Die Vorfabrikation steigert die Produktionskapazität noch – und es ist also zu erwarten, daß die Konkurrenz auf dem Wohnungsmarkt ziemlich bald dem Wohnungssuchenden eine unerwartete Chance auf bessere und billigere Wohnungen zuspähen wird, selbst wenn nicht die ganze Produktionskapazität ausgeschöpft werden sollte.

Quadratmeter – nie gehört?

Man stellt fest, daß die Leute unzufrieden sind in ihren teuren kleinen Wohnungen. Aber kaum jemand weiß, welche Anforderungen er an eine Wohnung stellen kann und soll. Der Vergleich mit dem Autohandel drängt sich abermals auf: jeder Bub kennt heute die Vorzüge und Nachteile der gleich teuren Wagen verschiedener Marken oder besserer Ausführungen des gleichen Modells. Ohne weiteres aber zahlt der erwachsene Vater für den Komfort einer eingebauten Abwaschmaschine 30 Franken mehr im Monat – er bedenkt nicht, daß dieser Betrag dem 6prozentigen Zins eines raffinierten Apparates von 6000 Franken entspricht! Während doch eine leistungsfähige Abwaschmaschine für den Bauherrn nur etwa 1600 Franken kostet – was moralischerweise lediglich eine Mehrmiete von acht Franken im Monat rechtfertigen würde.

Ein anderes Beispiel: die Kostendifferenz zwischen einer 3½-Zimmerwohnung ohne separates WC zu einer Wohnung mit separatem WC bewirkt höchstens eine Mietzinserhöhung von etwa 6 Franken im Monat, wobei die notwendige Mehrfläche der Wohnung, die größere Wandfläche und die Mehrkosten der Installation berücksichtigt sind.

In erster Linie wünscht der Mieter genügend Lebensraum, geräumige Wohnungen. Eine kompetente Untersuchung aus Frankreich zeigt, daß rund ein Drittel der Umzüge aus Platzmangel erfolgt. Der fehlende Platz wird aber meist erst vermißt, wenn man eingezogen ist! 94 Prozent der untersuchten Zweizimmerwohnungen und die Hälfte der Dreizimmerwohnungen sind überbevölkert. Eine Wohnungsfläche von 14 Quadratmetern je Person gilt als kritisch, weniger als 12 Quadratmeter führen zu pathologischen Störungen: Kinder erleiden Erziehungsschäden, die Kriminalität nimmt zu . . .

Aber welches Ehepaar, das eine Wohnung sucht, rechnet schon in Qua-

ratmetern? Eine Quadratmeterzahl sagt einem nichts. Es ist eigentlich seltsam, daß ein Autokäufer die Verdichtung, das Übersetzungsverhältnis und den Hubraum eines Wagens in Erwägung zieht, aber keiner überlegt sich, ob eine 4-Zimmerwohnung, welche 80 Quadratmeter inklusive Mauern und Treppenanteil misst, groß oder klein ist. Deshalb lauten die Inserate auf «4½-Zimmer-, 5-Zimmerwohnung» – die Größe in Quadratmetern wird nie angegeben! Und also stellt eben der Produzent den schlechteren, raummäßig kleineren Grundriß her und bietet ihn als 5-Zimmerwohnung an, obwohl nach Quadratmetern gemessen eigentlich höchstens 4½-Zimmer darin Platz hätten. Das Angebot tönt großzügig, man zieht ein – und ist nicht glücklich. Warum?

Bedürfnis: billiger und ruhiger

Ich meinte, jedes Glied der Familie sollte seine eigene Ecke, sein eigenes Zimmer besitzen, wohin es sich zurückziehen kann. Und doch soll gleichzeitig auch die Gemeinschaft als Ganzes zusammenkommen können. Das gelingt aber nur, wenn die Wohnung genügend groß ist.

Die Bedeutung der Zeit, welche man zu Hause verbringt, wächst mit zunehmender Freizeit. Die Vorstellung, daß in den Schlafzimmern nur geschlafen werde, erweist sich je länger je mehr als falsch. Die Wohnung wird zu einem Ort der Arbeit und soll also entsprechend dimensioniert und organisiert werden. Ferner müssen Wohnungen so gebaut werden, daß sie auch in 50 Jahren noch von der gleichen Familie bewohnt werden können, das heißt, sie müssen Platz bieten für künftige Bedürfnisse. Eine Waschmaschine ins Bad und eine Abwaschmaschine in die Küche stellen zu können, ist keine übertriebene Anforderung.

Einige Räume sollten so groß sein, daß sie sich vielleicht zeitweise unterteilen lassen – eine Familie vergrößert und verkleinert sich im Laufe der Zeit, Kinder geben Einladungen, ziehen später weg – und kommen mit den Enkeln wieder zu Besuch. Diese familiäre Veränderung sollte nicht regelmäßig dazu führen, daß die Wohnung, und damit oft auch das Quartier, in welchem man verwurzelt ist, gewechselt werden müssen. Eine Wohnung, die sich so verwandeln läßt, ist für den Eigentümer wie für den Mieter mehr wert – ohne daß aber ihre Erstellung wesentlich mehr kostet.

Leider sind solch große Wohnungen heute kaum aufzutreiben, und vor allem sind sie unerschwinglich. Sie könnten zu tragbaren Mietzinsen gebaut werden, wenn auf etwelche Perfektion der Ausstattung verzichtet würde – wenn Herr X bei der Wohnungssuche weniger auf die raffiniert eingerichtete Küche, das glänzend ausgestaffierte Bad und die prachtvollen Böden als auf den Raumkomfort, die Großräumigkeit schlechthin achten würde!

Damit ließe sich, wie an einem konkreten Fall kürzlich durchexerziert wurde, der Monatszins für eine geräumige 5-Zimmerwohnung von 795 auf 712 Franken senken – dies sind im Jahr immerhin 1000 Franken Ersparnis. Eine Frau U. klagt mit Grund: «Bevor wir die neue Wohnung be-

Bestiarium

kurz vor seinem Ende. Bei den vielen Festen, die es besucht. Hohe Tiere leisten sich viel in ihrer Höhe. Unter ihresgleichen fallen viele von ihnen sehr stark gegeneinander ab. Wenn sie sich um ihre Höhe streiten, das heißt: um ihr Leben, dann ereignet sich hier und da ein allgemeines Fliegen. Deswegen tragen sie Schwalbenschwänze, übrigens eine sehr vornehme Kleidung. Wenn einem die Flügel gestutzt worden sind, geht er nachher im Cutaway, was auch noch sehr vornehm ist.

Vexierbild von heute

Von Henry Wydler



Wo ist der Hund des Antiquitätenhändlers?

Zufall oder Ahnung?

Ich half an jenem Morgen, wie jeden Freitag, einem Beamten, die an diesem Tage stets zahlreich anfallenden Buchungsbelege verarbeiten. Mein Gegenüber war ein schweigsamer, intensiver Schaffer und bedeutend älter als ich. Hinter ihm stand das letzte Pult der langen Reihe, an dem ein älterer Junggeselle arbeitete, ein Sonderling, der gerne das Wetter voraussagte, auf Grund einer eigenen Methode Mond und Sterne beobachtete und uns Jungen allerhand Mysteriöses erzählte. Den Wetterumschlägen war er stark unterworfen und trug stets Mittel bei sich gegen Kopf- und Verdauungsschmerzen.

Wir zwei an unserem Pult waren ganz in unsere Aufgabe vertieft und bemerkten nicht, daß vor unserem Fenster etwas vor sich ging. Der zuhinterst am Pult arbeitende kuriose Herr, nennen wir ihn Meili, musste schon einige Zeit hinaus geblickt haben, als er mir plötzlich zurief: «Gseend Sy nööd, dass e Tuube Sy aalueget?»

Von der Arbeit aufschauend sah ich tatsächlich eine der stets im Hof sich aufhaltenden Tauben, die auf dem Fenstersims saß und mich anblickte. Sie hatte den Kopf nur gegen mich gerichtet. Ich dachte zuerst, daß das Tier sich füttern lassen möchte, ob schon dies hier nicht üblich war. Während wir das Tier sprachlos fixierten, klopfte es mit dem Schnabel einmal an die Scheibe und flog weg. Einen Augenblick später kam es wieder auf den Sims und klopfte an der gleichen Stelle sogar einige Male.

Mein Gegenüber schaute mich verdutzt, ohne ein Wort zu sagen, an, während Herr Meili das Verhalten der Taube als symptomatisch bezeichnete. Er winkte mir und sagte, ich müsse mich gefasst machen, dass ein mir

Fixe Kosten und fixe Ideen

zogen hatten, glaubten wir, alles so einrichten zu können, wie der Architekt es im Vermietungsprospekt eingezeichnet hatte. Jetzt haben wir ein zweites Kind bekommen, und das Kinderzimmer ist zu einem ausgefüllten ‚Lager‘ geworden. Die beiden Buben müssen beisammen schlafen – aber es sieht ganz anders aus als auf dem Papier! Ich habe keinen Arbeitsplatz für mich, muß immer im Wohnzimmer nähen und jeden Abend wieder aufräumen. Früher hat auch mein Mann oft zu Hause gearbeitet – aber das war in der alten Wohnung, in der er einen großen Basteltisch platzieren konnte – auch das Hantieren hat dort die Nachbarn nicht sofort zu Reklamationen herausgefordert!»

Ja, eine deutsche Untersuchung hat ergeben, daß der Wohnungsnachbar in 50 Prozent, der Straßenlärm in 39 Prozent, das Geräusch von Wasserleitungen im Haus in 38 Prozent und der Lärm im Treppenhaus in 17 Prozent stören. Diese Zahlen dürften bei uns sehr ähnlich lauten.

Besonders empfindlich reagiert man auf Lärm, der nicht anonym ist. Hier gälte es Abhilfe zu schaffen. Das Postulat kann und wird erfüllt werden, wenn die Mieter lernen, bei der Auswahl von Wohnungen auch auf dieses Erfordernis zu achten. Eine bessere Schallisolation kostet zwar etwas mehr, doch spielen hier die Mehrkosten eine geringere, die Sorgfalt bei der Ausgestaltung der Konstruktionsdetails dafür eine umso größere Rolle.

Benützung nicht nach Vorschrift

Es ist ein häufiger und verhängnisvoller Irrtum des Architekten, wenn er meint, mit einem Plan die Benützung einer Wohnung bis ins Detail regeln zu müssen. Man kann nämlich das Leben des Bewohners nicht vorausbestimmen. Gerade auch dagegen müssen sich die Mieter wehren.

Nur ganz wenige Tätigkeiten werden von der Mehrzahl der Menschen gleichartig ausgeführt – das Kochen und das Baden vielleicht. Aber es ist sozusagen unmöglich zu wissen, wie ein Mieter die Zimmer einteilen und möblieren möchte – was er für Neigungen zu Hause befriedigen möchte, was er mitbringt an Material und Geist als Individuum – weil er eben ein Mensch und nicht eine «sortierbare Größe» ist.

Bis ins 18. Jahrhundert waren den Räumen des Hauses keine besonderen Funktionen zugedacht. Und auch heute bewohnen, wie man in Frankreich etwa eruiert hat, nur 7 Prozent der Mieter ihre Wohnung so, wie es der Architekt vorgesehen hat! – Also: Baut Wohnungen, in denen wir leben können, und bestimmt uns nicht durch eure fixen Vorstellungen!

Ueber die Frage der Benützungzeiten verschiedener Räume wurde in der Schweiz von Prof. J. Schader und seinen Studenten an der ETH eine sehr wertvolle Untersuchung durchgeführt, die erste, vorläufige Resultate gezeitigt hat. Dabei fällt besonders in bezug auf das Wohnzimmer auf, daß dieses mit Abstand die geringste Belegungszeit aufweist – meist wird es lediglich zum Fernsehen benützt, und tagsüber bleibt die «gute Stube» den Kindern verschlossen. Gegessen wird in der Küche, und wenn die

Küche zu klein ist, als daß ein Eßtisch für alle aufgestellt werden kann – so ißt man eben in vielen Familien in Schichten oder auch gleich stehend direkt aus dem Kühlschrank!

Ganz ähnlich belegt die französische Untersuchung, daß 90 Prozent der Leute in der Küche essen wollen und daß die Größe der Küche weitgehend die Wohnzufriedenheit bestimmt. Trotzdem möchte aber niemand auf das «bessere» Eßzimmer verzichten. Im bedeutungsschweren und großen Wohnzimmer aber wird unter keinen Umständen das Mahl eingenommen. Es wird darin auch nicht gearbeitet, auch wenn die Hausfrau kaum weiß, wohin mit ihren alltäglichen Hantierungen. Alles verlagert sich also in die Küche – auch das Bügeln, die Hobbies und die Schulaufgaben. Das Elternschlafzimmer ist meist der zweitgrößte Raum in der Wohnung. Es wird jedoch als unbetretbares Heiligtum gehalten – und dafür sind dann die Kinderzimmer unvorstellbar überfüllt!

Es dürfte allgemein bekannt sein, daß Kinder einen ausgesprochenen Sammeltrieb haben, dem entsprochen werden soll. Weshalb sind wohl die Kinderzimmer stets die kleinstdimensionierten? Man hat darin knapp Platz für ein Bett, einen Nachttisch und, wenn es gut geht, für einen Schrank. Tagsüber sind die Kinder bei der Mutter – und das heißt wiederum: in der Küche.

Wo ist die Sonne?

Wenn ein vernünftiger Unternehmer eine Fabrik baut, wird er zunächst den Arbeitsablauf untersuchen und dann die Bedingungen festhalten, die an die Gestaltung der Arbeitsplätze geknüpft werden müssen. – Ganz anders beim Wohnbau. Der übliche Grundriß hat vorne auf der Sonnenseite das Wohnzimmer mit Balkon und das Elternzimmer. Die Kinderzimmer, Bad, WC und Küche liegen hinten hinaus.

Ist das richtig? Das Wohnzimmer wird ja tagsüber kaum benützt, und die beste Sonnenorientierung hat für den abendlichen Genuß des TV-Programmes eigentlich wenig Sinn. Das gleiche gilt auch für das Elternschlafzimmer. In den Kinderzimmern wäre die Wohltat der Sonne eher erwünscht, dort aber scheint sie am Morgen nur eine halbe Stunde hinein – weil wir offenbar doch noch nicht im «Zeitalter des Kindes» leben, wie das vor 50 Jahren von einer Amerikanerin propagiert worden ist, und weil man mit Kinderzimmern natürlich auch nicht «repräsentieren» kann.

Und auch die Hausfrau wird als «quantité négligeable» behandelt, ihr Arbeitsplatz: die Küche oder Eßdiele, ist ohne Sonne und ohne rechte Arbeitsfläche. Dabei wäre gerade die Mutter am allermeisten auf günstige Arbeitsbedingungen und eine angenehme Atmosphäre angewiesen, denn da ist ihr «Büro», ihre «Fabrik». Freilich könnte der Balkon tagsüber von den Kindern benützt werden, wenn er vom mütterlichen Zentrum aus überwacht werden könnte – aber er liegt normalerweise vor dem Fenster des Wohnraumes! Er könnte sogar bei schönem Wetter als Eßplatz dienen, dazu aber müßte er in der Nähe der Küche angeordnet und so groß sein, daß man einen rechten Tisch dort hinausstellen könnte. – Wunschträume!

Zufall oder Ahnung

nahestehender Mensch sterben werde. Diese düstere Prophezeiung machte mich ordentlich ungehalten, und ich äußerte mich dem Propheten gegenüber alles andere als dankbar. «Dänn glaubed Sys halt nööd, aber Sy wrededs scho no erfaare, daß öppis dra isch», brummte er verstimmt. Wir sprachen an jenem Morgen kein Wort mehr miteinander, und ich nahm mir vor, zu Hause nichts verlauten zu lassen, um niemanden unnötig zu ängstigen.

Am Nachmittag desselben Tages wurde meine Mutter ans Telephon unseres Nachbarn gerufen, der sein Büro auf dem gleichen Boden hatte: Eine ihrer Schwestern bat sie, so bald wie möglich zu ihr zu reisen, da ihr ältester Sohn gestorben sei, er sei heute morgen vom Fenstersims in die Tiefe gestürzt!

In der gleichen Familie verunglückte später der Vater: Auf einer Bockleiter stehend, arbeitete er an der Hausfassade oder an Fenstern. Als Militär mit Musik den Platz überquerte, verlor er aus irgendeinem Grunde das Gleichgewicht und fiel von der Leiter. Sein Sturz war so folgenschwer, daß er bald verschied.

Ich erwähne diesen Fall noch, weil auch hier sich etwas Sonderbares ereignete: Als ich an jenem Tage beim Mittagessen auf die Bitte der Mutter das Salz- und Pfeffergefäß aus dem Küchenkasten nehmen wollte, blieben die beiden rundlichen Glasfäßchen stehen und ich hielt nur die in der Mitte stehende Glassäule mit dem kleinen Glasring in der Hand. Meine Mutter erschrak heftig, weil ihr etwas sehr Ähnliches mit einem Salz-Pfeffergefäß passiert war beim Tod ihrer Mutter... vor fünfundzwanzig Jahren!

H. W.



WOHER KOMMT DIESES WORT

Freiburgisch: «Chatzemannli»

Von Jost Kirchgraber

Wer Sinn für sprachliche Wunderlichkeiten hat, der würde sich bestimmt ergötzen, wenn er einst ins deutschsprachige Freiburgerland käme und plötzlich den Satz hörte: «Oh, jetzt habe ich mein ‚Chatzemannli‘ vergessen, bei dieser Kälte!» Vielleicht könnte er es heutzutage – bei welcher Kälte immer – überhaupt nicht mehr hören, da dieses Wort schon vor mehreren Jahrzehnten als veraltet bezeichnet worden ist. Gerade deshalb aber verdient es das ‚Chatzemannli‘ doppelt, wieder einmal erwähnt zu werden:

Wie angedeutet, meint man damit einen Gegenstand, der bei winterlicher Kälte von angenehmem Nutzen ist, einen Gegenstand, den vor allem die Damen verwenden als Handschuh für beide Hände zugleich: Ein «Chatzemannli» ist, kurz gesagt, ein Muff.

Aber was hat ein Muff mit «Katzen» und «Mannli» zu tun?

Nichts.

Weshalb denn dieser Name?

Eben dies ist das Ergötzliche daran. Dahinter liegt nämlich nichts anderes als das französische «Cache-main». Die Verdeutschung erfolgte auf rein klanglichem Wege, wie es eigentlich nur in sprachlichen Grenzgebieten passieren kann. Denn die Entstehung einer solchen Mißgeburt setzt voraus, daß die französische Form anfänglich einfach übernommen worden ist und sich dann allmählich der deutschen Sprache angepaßt hat. Dazu kommt, daß «Cache-main» wohl herhalten mußte für einen Gegenstand, der vielleicht selbst aus Frankreich importiert wurde, für den jedenfalls eine deutsche Bezeichnung fehlte.

Seltsam: Der Name «Chatzemannli» hat etwas Molliges, Niedliches an sich, obgleich er grade weil man sich nicht zu einer wortgetreuen Übersetzung verleiten ließ: «Chatzemannli» ist doch für einen «Cache-main» angemessener als etwa «Handversorger»?

Fixe Kosten und fixe Ideen

Der beschriebene Grundriß entspricht ganz und gar nicht den sogenannten «funktionellen» Anforderungen. Wenn man die Benützungsbedingungen einmal neu überdenken würde, käme man auf folgendes:

Man könnte zum Beispiel Wohnraum, Balkon, Eß- und Arbeitsplatz sowie Küche auf der guten Seite zusammenfassen. Hier würden die Kinder spielen und Aufgaben machen, hier würde gegessen und gearbeitet, unter Aufsicht und in nahem Kontakt mit der Mutter. Besonders günstig kann es sein, wenn der Eß- und Arbeitsplatz gar als eigener, separat zugänglicher Raum abgetrennt werden kann, um in Zeiten besonderer Raumknappheit als Ergänzungszimmer zur Verfügung zu stehen – wenn ein Kind krank ist und ein Zimmer allein belegen muß, wenn Verwandte zu Besuch kommen, oder wenn man einfach keine größere Wohnung beziehen will oder kann. Vor allem aber müßten auch die Kinderzimmer so groß sein, daß die Möblierung nicht durch die Anordnung von Türen und Kästen schon auf eine einzige Möglichkeit eingeschränkt ist – daß auch im Kinderzimmer Spielraum bleibt.

Ich glaube, in einer solchermaßen anpassungsfähigen Wohnung würde sich die Familie wohler fühlen, als in der üblichen Schema-Unterkunft.

Persönliche Tabus

Und doch, mit dem Grundriß allein ist es noch nicht getan. Die Wohnung muß auch so benützt werden, daß die Vorteile zu ihrer Wirkung kommen. Und da muß sich manche Familie einmal überlegen, wieviel sie ein unbenütztes Elternschlafzimmer kostet, ob der Platzmangel vielleicht behoben werden könnte, wenn man den gut schweizerischen Ehe-Altar nicht einfach als Tabu bestehen ließe und anstatt der üblichen Bettdeckenatmosphäre sogar diesen Raum wohnlich und tagsüber benützbar ausgestalten würde. Und vielleicht wird sich eine gute Schweizer Hausfrau einmal ausrechnen, was der Mietzinsanteil für das so selten gebrauchte Wohnzimmer ausmacht und sich fragen, ob sie sich den Luxus leisten will, dieses der Ordnung zuliebe einfach abzuschließen.

Je mehr die Familie wieder zusammenwächst, je mehr man wieder das Bedürfnis hat «zu Hause» zu sein im eigentlichen Sinn des Wortes – und das wäre bei zunehmender Belastung im Beruf, bei immer mehr überfüllten Straßen und steigendem Lärmpegel eigentlich durchaus zu erwarten – desto mehr wird der Mensch wieder erfassen, was eigentlich wohnen heißt. Ein Wohnzimmer, das nach Quadratmetern ungefähr einen Drittel der Wohnung einnimmt, selten oder nicht zu benützen, ist ein zu großer Luxus. Er kostet eigentlich einen Drittel des Mietzinses und stellt also vielleicht eine 200fränkige Ausgabe dar – oder 7 Franken täglich, nur für das Fernsehen!

Deshalb: Fangen wir vielleicht bei uns selber an! Die Architekten werden nachkommen, und auch die Bauherren – sobald die Konkurrenz etwas zunimmt. Bis dahin müssen wir uns helfen, indem wir mit persönlichen Tabus aufräumen.